

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 21.

Mittwoch, 26. Januar.

1916.

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Albert Petersen.

I.

An den Feldwegen der Geest standen blaue Glockenblumen und goldgelbes Löwenmaul in wuchernder Fülle. Weite Flächen waren mit weißlich blühendem Buchweizen bepflanzt, hier und da zwischen Kartoffelfeld und Haferfeldern leuchtendgelbe „Kapsaat“-Streifen, die sich wie breite Bänder durch das vorherrschende Grün dahinzogen.

Die Bauernkaten lagen verstreut an den sandigen Wegen. Die kleinen Gärten, in denen Feuerlilien und Perlblumen blühten, waren von einem Wall umgeben. Nur hier und da hatte man aus Findlingen oder den Steinen von zerstörten Hünengravern eine rohgefigte Mauer errichtet, deren kaltes Grau durch frischgrüne Moosfelsen oder Löwenmaulpflanzen belebt wurde.

Die Katen waren wenig einladend. Das Strohdach beschädigt, durch die niedrige Haustür nälzte sich der Rauch des offenen Herdfeuers. Die kleinen Fenster ohne Gardinen und allzu läppige, knallrot blühende Geranien hielten das bishigen Tageslicht ab.

Auf dem unkrautreichen Holzplatz hüpfen die Sühner zwischen landwirtschaftlichen Geräten, Eimern, Heu- und Kartoffelhaufen herum. Der Sohn sah auf der Holzplanke, welche den Brunnen umgab.

Der Stall war leer, da das Vieh sich jetzt auf der Koppel befand. Die kleinen Geestbauern führten ein hartes Leben, sie mußten schwerer arbeiten als die Knechte auf den Marschhöfen drüben. Aber sie saßen doch auf ihren eigenen Besitzen und flehten als echte Friesen an der Scholle. Treu und zuverlässig ihren Freunden, waren sie Fremden gegenüber mißtrauisch, abweisend, wortfarg.

Eine der besten Landstellen, welche auf dem Hauptwege vom Marktflecken Bredbro nach den Marschhöfen lagen, gehörte Tycho Tydsen, der mit seinem Sohne Uwe und seinen Töchtern Sussel und Betrea den ganzen Boden bewirtschaftete. Die Frau ruhte seit Jahren schon auf dem Bredbroer Friedhof.

Die Sonne neigte sich gen Westen. In der klaren Sommerluft sangen die Vögel noch ihr Abendlied. Auf den Koppeln brüllte hier und da das Vieh. Von den Teichen drang das vielstimmige Konzert der Frösche.

Tycho Tydsen war mit den Seinen vom Felde zurückgekehrt. Vater und Sohn hatten noch in der Scheune zu tun, die zwanzigjährige Sussel bereitete am Herd das Abendessen, die gewohnte Buchweizengrütze. Ihre im zwei Jahre jüngere Schwester Betrea war an die Gartenpforte getreten und blickte auf die Abendlandschaft.

Im Osten, woher die Dämmerung mit leichten Schleiern nahlte, stiegen die Hügel des „Mittelrüdens“ sacht an. Noch lag die Heide braun und unfreundlich da. Hier und da Gelber, ein Tannengebüsch, ein Dörflein mit armseligen Hütten. Vom Flecken, dessen rote Dächer aus dem Grün der Gärten scharf umrändert lugten, klang das Schlagen der Turmuhr.

Der Westen war noch in Sonnengold getaucht. Friedlich, in stolzer Einsamkeit lagen auf den hohen Warften die Marschhöfe inmitten des fruchtbaren Landes. In der Ferne zogen sich die grünen Deiche hin, und dahinter, scheinbar in der Luft schwebend, glitzerte die Nordsee mit den Inseln und Halligen.

Schlank und rank stand das Mädchen da. Das lichtblonde Haar stand in selbstsamem Gegenfah zu dem sonnengebräunten Gesicht, dessen Züge regelmäßig geschnitten waren und trotz der ein wenig energisch gebogenen Nase doch etwas lieblich Anmutiges hatten. Die Augen waren graublau, blickten kühl und feinsch.

Betrea hatte die Hand schirmend über die Augen gelegt und blickte nach der Marsch hinunter, sodah sie nicht das Nahen einer Kutsche bemerkte, deren Pferde sich mühsam durch den sandigen Weg von Bredbro herarbeiteten.

„He, du, komm' mal her“, rief eine helle Frauenstimme. Das blonde Mädchen wandte sich den Kopf und blickte erstaunt fragend nach dem Gefährt.

Auf dem Bock sah stolz und steif der Kutscher mit glattrasierten Bedientengesicht. Im Wagen lehnten sich zwei Damen ins Polster zurück, eine jüngere mit schönen hochmütigen Zügen, streng und herrisch blickenden Augen. Sie trug ein enganliegendes Kostüm, welches trotz der sitzenden Haltung den straffen, junonischen Wuchs der Dame erkennen ließ. Auf dem läppigen, braunen Haar, dessen zierliches Fädengewirr und weicher, warmer Glanz in selbstsamem Gegenfah zu dem abweisenden Gesichtsausdruck und den energisch gezeichneten schwarzen Augenbrauen stand, sah ein kleiner graugrüner Jägerhut mit kurzen Bussardsfedern als einzigem Schmuck.

Die ältere Begleiterin war ein rechter Typ der gräflichen Gouvernante und herrschaftlichen Gesellschafterin. Wenn man dieses hagere, faltige, gelbliche Gesicht, auf dem trotz aller Anstrengung, küßlich zu lächeln, die geheime Verbissenheit durchkam, wenn man diese halb ängstlichen, halb lauernden Blicke auf die Herrin beobachtete, so wurde man mit geradezu lächerlicher Aufdringlichkeit an die Witblatt-Karikaturen altjüngferlicher Gouvernanten und „Anstandswaren“ erinnert.

„He, du, komm' mal her“, rief die jüngere Dame wieder, noch ungeduldiger und herrischer als vorher.

Betrea rührte sich nicht. Ihre stahlarauen Augen blickten abweisend ruhig in die jorna blickenden der Fremden, welche sich ein wenig vornübergelehnt hatte wie zum Angriff.

„Hörst du nicht, Magd, die gnädige Komtesse ruft dich“, sagte jetzt der Diener mit schnarrender Stimme und hielt die Pferde an.

Das Mädchen kreifte den Kutscher mit verächtlichem Blick und antwortete dann langsam: „Wenn Sie etwas von mir wollen, können Sie Ihrem Kutscher ja befehlen, dah er näher herfährt.“

„Köstlich“, und die Gräfin lachte hart auf. Aber doch lag jetzt in ihrem scharfen Blick eher Neugierde und Interesse als Born.

„Röstlich, es ist doch ein seltsam Volk hier an dieser Küste. Wie nennt doch Ihr Lieblingsdichter Verranger solch Land? L'inculte Calédonie — unwirtliches Schottland, ist's nicht so liebe Bangett?“ — und wieder zum Mädchen gewandt: „Gut, Sie haben recht, der Kutscher soll an den Garten fahren.“

Tiefe Rornröte trat auf das unbewegliche Dome-
stiftenge-
stirn, aber er lenkte die Pferde zum Wall hin-
über.

„So, und nun sagen Sie mir doch bitte, wie lange wir noch bis zum Wirtshaus „Der tanzende Seehund“ fahren?“

„Dort“, und Petrea zeigte mit ausgestrecktem Arm auf einen fernen Punkt am Deich, „da drüben liegt der „Krug“. In einer Stunde sind Sie am Deich.“

„Danke, mein Kind“, erwiderte jetzt die Gräfin herablassend, „übrigens rate ich Ihnen, nicht gleich so empfindlich zu sein.“

„Um Rat fragte ich nicht“, entfuhr es dem Mädchen. Wieder trafen sich die Blicke der beiden, abweisend, feindselig.

„Fahre zu, Jean“, rief die Dame, und als könnte der Kutscher nicht schnell genug den Ort seiner Erniedrigung fliehen, trieb er die Pferde trotz des tiefen Sandes in scharfen Trab.

„Ein eigenartig Volk diese Küstenbevölkerung“, wandte sich die Gräfin an ihre Gesellschafterin, „offen gestanden, dieser Trost ist mir eigentlich sympathisch.“

„Ich möchte die hervorstechenden Eigenschaften dieser Leute Eigensinn und Underschwärztheit nennen“, krächte die alte Jungfer. Und der Mann auf dem Kutscherbock rümpfte sich zustimmend.

Gräfin Karola von Adlersfelde-Falkenhain befand sich seit Jahren auf Reisen. Südfrankreich, Italien, Griechenland, Ägypten waren abgestreift. Im Vor-
sommer hatte sie Kopenhagen besucht, war in West-
land gewesen, hatte dann einige Wochen in den Nord-
dorfer Hospizen, in denen damals gerade eine preussische Prinzessin weilte, von dem eleganten Sylter Badetreiben Erholung gesucht, und da sie die eigen-
artigen, für ein oberflächliches Auge kaum erkennbaren Reize der weiten nordfriesischen Küste fesselten, war sie von Amrum über das liebliche Wyk-Föhr nach dem Festland gefahren. Erzentrückt, wie sie war, hatte sie von Dagebüll aus nach ihrem thüringischen Stammsitz telegraphiert, der Kutscher solle mit Pferden und Wagen kommen, und bis Jean in dieses „gräßlich häßliche Land“ kam, hatte sie am Dagebüller Strande gehaust, dem Schreien und Flattern der Möwen, dem Trippeln und Stolieren der Strandvögel zugehört.

Endlich kam Jean an, erstaunt und innerlich müttend. „Wir werden zu Wagen die ganze Küste entlang-
fahren“, bestimmte die Herrin.

So waren sie über Breddro gekommen, wo man ihnen gesagt hatte, daß sich am Außendeich des „Neuen Roogs“ ein neugebautes Wirtshaus befände, in dem man übernachten könnte.

Die Gräfin ließ ihren Blick über das weite Land schweifen, welches durch den rötlich warmen Glanz der zur Ruhe gehenden Sonne vergoldet wurde.

Die Geest hörte auf, statt der Felder und Koppeln mit Wällen und Knicks dehnten sich die weiten saftigen Fennen und wogenden, üppigen Weizenfelder. In den Gräben, welche statt der Wälle die einzelnen Felder be-
grenzten, raunte der leise Abendwind geheimnisvoll poetische Schiffslieder. Von der Geest her Klang ver-
weht das Rufen eines Auckucks. Sonst tiefe köstliche Abendstille ringsum.

Die Gräfin sah, daß ein hochgewachsener Mann dem Wagen mit schwerem „Pflugschritt“ entgegenkam. All-
mählich erkannte sie eine hohe, lagerzähe Gestalt in einem schlichten groben Anzug. Das Gesicht war schmal, nordisch länglich, hatte einen stolzen herben Zug. Ein weißblonder Schnurrbart hob sich von der rotbraun-
gebrannten Haut ab. Unter buschigen Brauen bligten ein Paar stahlgrauer Augen.

Selbst, diese Augen, die man hier so oft sieht, durchfuhr es die Gräfin, und ein plötzlicher Gedanke kam ihr: ein funkelndes Stahlblau ist es, hell wie eine Schwertklinge, welche dem Freunde zu sagen scheint: „Meine Waffe für dich!“ und den Feind drohend warnt: „Güte dich vor meinem Eisen!“

„Halt, Jean“, rief sie.

Mit innerem Fluchen hielt der Kutscher die Pferde an.

Sich ein wenig aus dem Wagen lehrend, erwartete die Gräfin den langsam näherkommenden Mann.

Mit leichtem Lüften des verblichenen Gutes und dem landesüblichen „Go'n Ab'nd“ wollte er am Wagen vorübergehen, da fragte ihn die Fremde: „Ich möchte im Gasthaus „Der tanzende Seehund“ übernachten. Man wird da doch unterkommen können?“

Was soll das nun wieder, dachte Fräulein Bangett, sie weiß es doch. Übrigens könnte der Mann seinen Gut in der Hand behalten, während er mit uns spricht.

Der Mann hatte einen Augenblick Pferde und Wagen und die drei Personen angesehen, dann antwortete er ruhig: „Das werden Sie schon können“, und wollte weitergehen.

Aber die Gräfin fuhr schnell, etwas gekränkt, fort: „Sie glauben, daß es da auch nicht zu — zu primitiv ist?“ und dachte, ob er das Wort wohl versteht.

Doch er sagte in seiner ruhigen Art: „Für städtische Begriffe wird es wohl etwas primitiv sein. Aber vor einigen Jahren, als der neue Roog eingedeicht wurde, hat eine Schriftstellerin aus Hamburg vier Wochen da gewohnt. Und trotzdem dieser Fremdenbetrieb mehr Betten erfordert, wird der junge Meggers von seinen Voreltern her wohl noch Eiderbaumen genug haben.“

Bei dem Worte „Fremdenbetrieb“ huschte es wie Geringachtung über sein Gesicht.

Die Gräfin bemerkte es und sagte lachend: „Aha, Sie sehen es nicht gern, daß wir Fremde in Ihr stilles Küstenparadies eindringen?“

„So meine ich es nicht. Aber bisher haben wir als Bauern oder Schiffer gelebt, und sich damit zu ernähren, daß man andere Leute in seinem Hause wohnen läßt —“

„Sie sind Landmann?“ fragte sie schnell.

„Meines Vaters Hof liegt drüben“, und er wies nach einem großen Bauernhof, der hoch auf der Warft inmitten fetter Marschfennen lag.

„Ach so — und den Postkutsch übernehmen Sie einst?“

„Nein“, antwortete er kurz.

Doch sie ließ sich nicht abhalten; der junge Mann interessierte sie.

„Sie haben einen älteren Bruder?“

„Drei ältere Brüder“, erwiderte er und wandte sich zum Gehen, „also — „Der tanzende Seehund“ liegt da drüben.“

Und er küßte wieder leicht den Gut und ging.

„Fahr zu, Jean“, rief die Gräfin wieder.

Während der Weiterfahrt war Karola von Adlers-
felde-Falkenhain selbst still und nachdenklich.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Besuch bei Nisita.

II.

Auch heute war's nicht anders; ja, ich glaube sogar, daß damals der Fürst meine Gegenwart sofort wahrnahm und theilhaben dieser Handlung einen ganz besonders einfachen und ungezwungenen Anstrich geben wollte. Denn als der erwähnte Wirtsteller durch längere Zeit dem Ein- und Zureden seines Herrschers hartnäckig standhielt und von der Richtigkeit seiner Entscheidung augenscheinlich nicht zu über-
zeugen war, wurde er von ihm mit einer in den südsibirischen Klimaten sehr geläufigen, ins Deutsche aber aus unterschied-
lichen Gründen unmöglich zu übersetzenden Wendung abge-
fertigt, die sonst an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Nach und nach lichtete sich die Schar der Mühseligen und

Beladenen, die Nikitas Gerechtigkeit angerufen hatten. Bei den übrigen dauerte die Audienz nicht länger als höchstens fünf Minuten.

Und ich stand noch immer da und ahnte, von den Vorgängen da oben völlig gefesselt, nicht, daß ich in meinen vierdimensionalen Bredcheß, die mir nach den Versicherungen verlässlicher Freunde das Aussehen eines Ritterschloßes verliehen, einen weithin sichtbaren Merkpunkt auf dem leeren Pflaster bildete.

Da fühlte ich plötzlich meinen Arm berührt und sah mich um. Es war einer der Offiziere mit der Aufforderung, mich zum Fürsten zu begeben, dessen Blick der einzige Fremde zu dieser Jahreszeit nicht entgangen war. Meinen Hinweis auf mein nicht hoffähiges Gewand tat der Offizier mit der Antwort kurz ab: „Eh — to nefali nis — heidemo!“ (Ach, das macht nichts, gehen wir!).

Einige Stufen hinauf, noch wenige Schritte und ich stand vor dem Herrscher eines kleinen Volkes, das dem großen Europa schon so viel aufzulösen gegeben hat, und der uns heute als Feind gegenübersteht.

Ich machte einen wunderbaren Hofnicks und zog mein schönes Jägerhütel. Nikita betrachtete mich, an einer dicken, schwarzen Zigarre saugend, längere Weile mit sehr wohlwollendem Blick, so daß ich Zeit gewann, mir den Mann, mit dem ich mir vorgenommen hatte, Freundschaft zu schließen, näher zu betrachten.

Sämtliche Bilder und Karikaturen, die ich bisher von ihm gesehen hatte, stimmten; jeder seiner Züge erinnerte mich an irgendeines derselben. Namentlich der massive Kopf mit den Konturen eines Raubvogels auf ebenso massivem Nacken über einem monumentalen Korpus, das bis ins Innerste des Gegenübers dringende mächtige und zugleich verschlagene Auge, die schwere, willensfeste Pose, machen Nikita zu einem dankbaren Vorbild für den Zeichner. Er trug damals den langen Wojwodentrod der Montenegriner zu Pluderhosen und hohen Laststiefeln. Nicht ganz einwandfrei fand ich einige seiner Reize seines Gefolges kostümiert; — ich sah sogar an manchen Feinkleidern trotz der Dämmerung diskrete Stellen.

Endlich leitete der Fürst ein verhörsähnliches Gespräch in deutscher Sprache ein mit der Frage nach Name, Stand und Reisezweck. Ich lag frisch drauf los, ich wäre seit Jahren Gutsbesitzer in der Herzegovina. Und da brach er mit den Worten: „Eh — da müssen Sie doch Serbisch können?!“ sofort ab und setzte das Gespräch in dieser Sprache fort.

Daß ich Montenegro bereits früher aus Interesse an Land und Leuten besucht hätte, quitierte der Fürst mit einem beifälligen Neigen des Kopfes. Mein Aufschnitt, mein Gut sei in Trebinje gelesen, inflammierte ihn förmlich, und ich sah es bestätigt, daß Fürst Nikita, der des öfteren unerkannt dorthin reisen soll, um mit dem Seufzer „O moja Trebinja!“ wieder heimzukehren, diesen Gebietsverlust noch immer nicht verschmerzt hat.

Da stellte er ohne Übergang die unerwartete Frage, wie man bei mir zu Hause über die montenegrinische Heermacht urteile. Und da stand ich, wie manchmal schon bei den ungeeignetsten Gelegenheiten, der Hafer.

„Man schätzt sie bei uns als ein namentlich infolge seiner persönlichen Tapferkeit, Genügsamkeit und Ausdauer hervorragendes Soldatenmaterial“, gab ich unter der lebhaften Zustimmung des Fürsten zur Antwort. „Und“, setzte ich fort, „man weiß es auch, daß in Montenegro die militärischen Marschübungen stets im kurzen Schritte . . .“

Ich hielt noch zur rechten Zeit inne, denn Nikitas Miene nahm einen ganz eigentümlichen Ausdruck an. Es freist nämlich in den Nachbarländern der alte Witz, daß die fürstliche Armee ihre Marsche im kurzen Schritt übe, um nicht zu bald schon an der Landesgrenze haltmachen zu müssen.

War dies nun dem Fürsten bekannt oder nicht — kurz, ich hielt es für geraten in der Erinnerung, vor wem ich stand, zu bremsen und auf seine Frage: „Wie das?“ mit höflicher Verhörung zurückzugeben: „Man erkennt bei uns hieraus lediglich die weise Mäßigung Eurer königlichen Hoheit!“ Einen Moment sah mich Nikita mit einem durchdringenden Blick an.

„Werden Sie Ihre Reise noch weiter ins Land hinein fortsetzen?“

„Nein, denn meine verfügbare Zeit ist leider schon mit morgen Abend abgelaufen.“

„Schade! Ich hätte Ihnen gerne einen Begleiter mitgegeben, der Ihnen auch Podgorica“) gezeigt hätte!“

„Ich danke Eurer königlichen Hoheit untertänigst für das gnädige Angebot, aber ich reise noch heute wieder heim.“

„Tako s Bogom!“ (Also mit Gott!) Reisen Sie denn, aber im langen Schritt!“

Ich verstand und verbeugte mich abermals. Dann setzte ich mein Hütel auf und gewann nach Passieren der Treppe behende die nächste Ecke.

Ich war befriedigt, denn ich hatte mit dem Fürsten den Schwarzen Berge nun doch Freundschaft geschlossen.

Eigentlich hatte ich die Rückfahrt erst am nächsten Tag mit der Post antreten wollen, da mit meinem Jägermann nur die einfache Fahrt von Cattaro nach Cetinje vereinbart worden war. Da mir jedoch der von höchster Stelle empfohlene „lange Schritt“ stark in die Beine gefahren war, so hielt ich nach meinem Gefährt Ausschau. Es war noch da. Rasch war der Preis für die Rückfahrt abgemacht, wobei ich aber mein Kutcher diesmal — vermutlich aus Freude, daß er nicht leer zurückfahren müsse — nur zehn Kronen abhandeln ließ. Um allen verzögernden diplomatischen Verwicklungen auszuweichen, beglich ich meine Geldrechnung im Hotel ohne weitere Betrachtungen und fuhr in die sternhelle Nacht hinaus.

Als ich den Lozitschensattel wieder überschritten hatte und mir das Fort Santa Trinita schwebend im Rücken lag, lehnte ich mein Angesicht cetinjewärts und murmelte jenen Gegensatzspruch, den der Fürst dem schlichten Hirten gestern zugerufen hatte.

*) Hier befindet sich die montenegrinische Bastille, von der es heißt, daß der Jammer der Eingeferkerten bis über den Lozitschen Berge.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Lichtkur der verdunkelten Londoner. Die als Schuhmachergel gegen die Zeppelinangriffe allabendlich über London verhängte Dunkelheit scheint die im Finstern umhertappenden Londoner bereits in solchem Maße mißvergnügt und nervös gemacht zu haben, daß man, wie die „Daily Mail“ ausführt, nachgerade von einer neuen Frontzeit, einem Dunkelheits-Kervensleiden, sprechen kann. Darum sind ideenreiche Leute auf den Einfall gekommen, sogenannte Lichtreisen zu unternehmen, d. h. Erholungsfahrten nach den Städten Mittelenglands, in denen die Nacht noch nicht unüberwindlich und unbefleuchtet über die arme Menschlichkeit gebietet. Daß eine solche Erholungsreise kein Witz, sondern schon ein ernstes Bedürfnis geworden ist, beweist der galgenhumoristische Bericht, den ein „erholter“ Londoner veröffentlicht. „Nach einem Aufenthalt von drei Tagen und Nächten“, heißt es danach in der „Daily Mail“, „in einer Stadt Mittelenglands, die nicht von den Zeppelinen bedroht und darum ebenso hell beleuchtet ist wie im Frieden, bin ich um 20 Jahre jünger geworden! Mein Haar ist nicht mehr grau, wie vor meiner Abreise, ich bin munter und frisch wie vor der Zeit der ägyptischen Finsternis. Ich habe mich drei Nächte lang in den beruhigenden, beschlummenden Lichtstrahlen himmlischer elektrischer Lampen und Gaslaternen erholt und gebadet. Ich kann mich in meinem ganzen Leben keiner Ferienzeit entsinnen, die mich mehr beglückt und mir wohliger getan hätte. Mein Arzt hat mir diese kleine Stadt empfohlen, und da wohl auch in Zukunft kein Arzt auf diesen Einfall kommen würde, will ich selbst meinen Mitmenschen durch diesen Bericht dienen. Es ist eine wenig hübsche kleine Stadt, und ich hatte mir, als ich aus Geschäftsgründen hinreisen mußte, auch wenig Gutes von meinem dortigen Aufenthalt versprochen. Doch bereits als ich am Abend meiner Ankunft von dem Bahnhof nach meinem Hotel fuhr, fühlte ich mich auf die wunderbarste Weise neu belebt. Denn — denkt euch — alle Straßen waren hell erleuchtet, die Schaufenster der Geschäftsläden strahlten von Licht. Ja, wahrhaftig, es war so hell, daß man jeden Menschen auf der Straße deutlich erkennen und ihm sogar ins Gesicht blicken konnte. Ich traute kaum meinen Augen vor diesem Wunderanblick. Man brauchte auf den Fußsteigen nicht die Häuserwände abzutasten, um die Richtung beizubehalten, man stieß sich nicht an Pfeilern oder sonstigen Hindernissen die Stirn voller Wunden, man wurde nicht in einem rasstlosen Anäuel eingekleidet, man stolperte nicht über hilflose Mitbürger und begab sich beim Überlegen der Fahrdämme nicht in drohende Lebensgefahr. Mit einem Wort: es war wie ein wunderbarer Traum, eine helle, erleuchtete Welt. Mir war zumute, als spazierte ich in der warmen südlichen Sonne der Riviera dahin. Für uns in bedrückendstem Dunkel umherirrende Londoner bedeutet der Aufent-

halt in einer beleuchteten Kleinstadt gegenwärtig die beste und wichtigste Kur."

Die Marsbewohner und der Weltkrieg. Die folgende englische Betrachtung des Weltkrieges, gekleidet in die humoristische Form eines Berichtes des auf die Erde entsandten Vertreters des Marskönigs an die Marsregierung, veröffentlicht zum Jahresschlusse der bekannte englische Journalist Twiss' Brief in der „Daily Mail": „Erhabene Majestät des Mars! Nach 207 Tage langen Reisen durch den Luftraum sind wir umgekehrt auf dem „Erde“ genannten Planeten angelangt. Nunmehr erlaube ich mir, den folgenden drohenden Bericht durch die Lüfte zu erstatten. Wir sind in einer Gegend gelandet, die Großbritannien genannt wird, und wir befinden uns in der Hauptstadt London. Die Leute hier sind weder riesenhaft noch klein wie Insekten. Sie sprechen und schreiben mit denselben Hilfsmitteln wie wir, und ihre Sprache haben wir schnell gelernt. Auch ihr Essen ist für einen Marsmagen genießbar. Trotzdem es uns also nicht schlecht geht, erfüllt uns' Aufenthalt auf der Erde uns mit großer Trauer. Denn das Volk der Briten und die Völker vieler anderer Königreiche und Länder zogen gegeneinander im wildesten und schrecklichsten aller Kriege. So erklärte sich auch der Schrecken bei unserer Ankunft, da die Leute dachten, daß ein feindliches Luftschiff gekommen sei. Wir sind zu der Einsicht gekommen, daß dieses Volk der Briten, in dessen Mitte wir uns befinden, großen und mannigfachen Gefahren gegenübersteht. Denn ihre Regierenden leiten sie nicht ordentlich, da sie zaudern, wenig tüchtig und zu keinem energischen Entschlusse fähig sind. Trotzdem die Briten ihr Blut vergießen müssen, sagen die leitenden Kräfte: dies ist nicht euer, sondern unser Krieg. Und so wird das Volk in Dunkelheit, Unkenntnis und Unsicherheit gehalten. Die Leute erfahren nur wenig von den wahren kriegerischen Ereignissen und auch dieses Wenige nicht wortgetreu und mit großer Verzerrung. Und so wurde der Geist des Volkes noch immer nicht erweckt, wie es unbedingt erforderlich wäre. Junge, gesunde Leute gehen in Zivil spazieren, während ältere Patrioten, die Frau und Kinder haben, die Uniform anziehen. Die Briten glauben ein freies Volk zu sein, in Wirklichkeit aber führen die Minister die Kriegsgeschäfte in anmaßender Weise wie Diktatoren. Sie senden die Truppen gegen den Feind, ohne sie mit ausreichenden Mengen von Munition zu versehen. Tausende von Leben werden durch Operationen geopfert, die einer vernünftigen Person von Anfang an als unsinnig und aussichtslos erscheinen mußten. Es ist kaum zu glauben, daß es bei diesen Briten kein Gesetz gibt, das die Leuten des Krieges gleichmäßig und gerecht über das Volk verteilt. Selbst jetzt, in dem schwersten Kampf, den dieses Land jemals zu bestehen hatte, in einer Lage, die die Gegner noch immer im Vorteil erscheinen läßt, zaudern sie, überall ihre Pflicht zu tun. Es werden Worte gemacht an Stelle von Taten. Das ist's, was wir bisher beobachten konnten. Der Krieg ist schrecklich und dauert fort..."

Das Theater-Automobil an der französischen Front. Ein kleiner Abschnitt der französischen Front erfreut sich, wie das „Petit Journal“ berichtet, einer besonderen Einrichtung zur Zerstreuung der Soldaten in Gestalt eines Theater-Kriegs-Automobils. Es ist ein Pariser Autobus, der von den Boulevards der Seinestadt an die Front befördert wurde, um die Eintönigkeit des Schützengrabenslebens von Zeit zu Zeit durch sein stets freudig begrüßtes Erscheinen zu unterbrechen. Ein altes Klavier, verschiedene Bühnengegenstände, Vorhänge, Kleidungsstücke und Perücken füllten diesen dem Dienst der Musen geweihten Omnibus. Die Leitung des Omnibus-theaters hat der in Paris bekannte Revuenfänger Lucien Boyer. Im übrigen besteht die Truppe aus drei bis vier ausübenden Mitglieðern, die nach Ort und Gelegenheit in den Dienst dieses rollenden Theaterunternehmens gestellt werden. Wenn der Omnibus zur Abhaltung einer Vorstellung erscheint, werden die in Reserve liegenden Soldaten abwechselnd beurlaubt, um sich an den Vorstellungen zu ergötzen. Der Theateromnibus erfreut sich großer Beliebtheit, trotzdem die mitwirkenden Künstler nicht gerade Vertrauen besitzen und das Klavier infolge der Witterung und anderer Kriegsbeschwerden bereits den größten Teil seiner Töne vermisst.

Grandbouche sucht Spiegelgesellen, so nennt sich der neueste, soeben bei Georg Müller erschienene Band der patriotischen „Kriegsberichte“ von Karl Ettlinger, dem bekannten „Karlsen“ der „Jugend“, welcher zurzeit als Unteroffizier im Heere dient. Man trifft in diesem Band mit vielen Vermissten neben den bekannten Herren Grandbouche, Laustoff, Plumpudding und Erb. Eine neue Kitzel-Figur: Signor Rinaldo Spaghetti, an dem „Karlsen“ ganz besonders seinen treffenden satirischen Witz und seinen trockenen Humor übt. Wir haben aus diesem Band eine Reihe der zahllosen komischen Scherze in Form von Aphorismen gekleidet und veröffentlichten sie nachstehend als eine Kostprobe des Buches, das, wie selten eines, die Aufgabe erfüllt, lachend die Wahrheit zu sagen. Kein Wunder, daß England reich ist, hat es sich doch die Schillings vom

Munde gespart — vom Munde der hungrigen Indianer. Man kann pünktlich auf die italienische Presse zählen, wenn man pünktlich auf sie zahlen kann. Frankreich wird beherrscht von der wankelmütigen Masse, Rußland von einer zwisselhaften Klasse, England einzig und allein von der Klasse und Italien von der Masse. Wenn ich das Bildungsniveau des italienischen Volkes mit vier Worten kennzeichnen sollte, würde ich sagen: Mehr Marconi als Marconi! Der gute John Bull, er will für sich nur die Erde, die anderen Planeten überläßt er reichlos dem Michel. England wollte die Weltmeerherrschaft; jetzt hat's kaum noch die Meerherrschaft. „Die Deutschen sind plumpe Bauern“, sagte ein gefangener Franzose. „Deshalb verstehen sie auch so gut das Dreschn!“ antwortete der Wachtposten. „Scheußlich“, meinte John Bull, „daß Amerika seine Munition immer in Gold bezahlt haben will. Selbst Judas begnügte sich mit Silberlingen.“ Ein italienisches Sprichwort: Der zölfte Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der d'Annunzio. Die österreichischen Blätter sind die ersten Fremden, die nach Italien kamen, ohne angebettelt zu werden. Italien ist zu allem fähig, bloß nicht bündnisfähig. England ist das größte Handelsland der Welt, deshalb hat es auch überall Niederlagen.

Die bedeutungsvolle 17. Der Zahl 17 kommt, wie der „Figaro“ behauptet, eine ganz besondere Bedeutung zu: Die heutige deutsche Weltmacht wurde 1871 begründet. Die Quersumme dieser Jahreszahl (1 + 8 + 7 + 1) ergibt die Zahl 17. Die Zahlen in der Thronfolge der preussischen Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I., Friedrich III. — ergeben summiert die Zahl 17. Schließlich berechne man die Zahl der kriegsführenden Herrscher: Georg V., Nikolaus II., Albert I., Viktor Emanuel III., Peter I., Nikolaus I., Wilhelm II., Franz Joseph I., Ferdinand I. Die Summe ergibt wiederum 17. Diese ebenso merkwürdige wie nicht sehr sinnvolle Zusammenstellung mit dem ständigen Resultat der Zahl 17 setzt der „Figaro“ den abergläubischen Gemütern seiner Leser gewichtig vor, um zu dem noch merkwürdigeren Schluß zu gelangen: „Da das Jahr 1918 in der Quersumme wieder die Zahl 17 ergibt, kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß in diesem Jahre Deutschland untergehen wird...“ Eine nähere Charakteristik des Geisteszustandes und der Logik des ungenannten Rechners dieses Zahlenspiels erübrigt sich. Wir können bloß darüber ermunert sein, daß die Franzosen ihre Soldaten noch kämpfen lassen, da nach ihrer Meinung die Zahl 17 doch verpöckelt ist, alles nach dem Wunsch der Alliierten zu erbeugen!...

Warum es in England keine volkstümlichen Krieglischer gibt. Infolge der zahlreichen Anfragen aus dem englischen Publikum, warum es in diesem Krieg in England nicht wie in früheren Kriegen volkstümliche Krieglischer gebe, haben die „Daily News“ eine nähere Untersuchung dieser Frage angestellt, dessen Ergebnis wie folgt lautet: „Der Mangel an volkstümlichen Krieglischen, wie sie früher z. B. zur Zeit des Burenkriegs von allen Straßenjungen gepfiffen und gesungen wurden, hat in der Hauptsache zwei Ursachen. Erstens hat sich die Psychologie des modernen Volkes verändert. Heute, wo jedermann — direkt oder indirekt — in Mitleidenschaft gezogen ist, ist der Krieg keine märchenhafte, legendenumwobene, poetisch verklärte Erscheinung mehr, sondern eine Sache von mehr als ernster Wirklichkeit und sehr fühlbarer Wirkung. Zweitens wurden in England während des Weltkriegs keine Lieder geschaffen, die geeignet sind, sich die Volkstümlichkeit der Straße zu erobern. Die selbstbewußten Lieder, die die sichtbaren Erfolge verherrlichten, sind infolge der Entwicklung des Kriegs ausgeblieben. Die Einzelerfolge sind nicht so, daß sie im volkstümlichen Lied erkennbar besungen werden könnten.“ Diese gewundene Erklärung scheint in deutlichen Worten zu sagen: wo der Erfolg fehlt, stellt auch kein Lied sich ein.

Pariser Kriegspreise im Jahre 1871. Um das französische Publikum über die Teuerung der Lebensmittel, die in Frankreich eine keineswegs unbekannte Erscheinung ist, hinwegzutäuschen, erinnert der „Gaulois“ an Preise, die im Jahre 1871 in Paris gefordert wurden: 1 Gutfen kostete 80 Franken, 1 Truthahn 60 Franken, 1 Gans 90 Franken, Kalbfleisch gab es damals überhaupt nicht, Butter und Eier waren selten und kostbar wie Diamanten. Man aß Matten, Käsen, Hunde, ja selbst Elefantfleisch. Auch gefalzenes Bisonfleisch aus Amerika, das jahrelang aufbewahrt worden war, wurde zu Preisen verkauft und erstanden, die heute für frisches Ochsenfleisch zu hoch erscheinen würden.